

Pfingstgesang

Autor(en): **Spunda, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

groß und immer schreiender vor ihm auf. Schon in Nesselbach waren seine Gedanken, sobald sie abkommen konnten, ins Tobel entflohen; jetzt, da ihm zum Sinnen unbeschränkte Zeit blieb, erschien ihm der Hof immer mehr in verklärtem Licht, wie in der Zauberbeleuchtung eines Traumes. Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen wurde er zwischen Zorn und Sehnsucht hin und her getrieben, ohne daß er einen Ausweg zu finden vermochte. Stundenlang ging er in seiner Stube mit geballten Fäusten auf und ab und murmelte Selbstgespräche vor sich hin.

Er fühlte wohl, daß er dabei innerlich zernagt wurde, daß er nur noch der Schatten des alten Tobelhans war, aber er vermochte nichts dagegen zu tun. Auf Zureden der Schwester machte er ein paar Gänge, um ein neues Gürtchen zu finden, dann gab er es auf; die Erfahrungen, die er in Nesselbach gemacht hatte, würden sich ja doch wiederholen, und einen Tobelhof würde er nie wiederfinden.

Einmal, als er es nicht mehr aushalten konnte, eilte er in die Stadt zu seinem Winkelagenten mit der Frage, ob denn gar nichts mehr zu machen sei. Er wußte ganz wohl, woran er war, aber er mußte wieder einmal sein Herz ausschütten, sich für einen Tag kopfüber in eine Selbsttäuschung hineinstürzen. Vom Anwalt ging er in ein Wirtshaus, in dem er früher beim Besuch der Viehmärkte einzuführen pflegte, er war sicher, dort ein paar Bauern und Fuhrleute anzutreffen, die geduldig genug waren, sein Unglück anzuhören, die bei seinen Reden unter ihren Schirmkappen und breiten Hüten hervor funkelnde Augen machten und mächtig ausspuckten, auch etwa mit den derben Fäusten auf den vom Bier klebrigen Tisch schlugen. Fast einem jeden von ihnen war auch schon einmal vom Staat oder Gericht irgendein Unrecht angetan worden, das nun hier beim Bier oder Branntwein und unter den Zornausbrüchen des ihnen als friedfertig bekannten Tobelbauern wieder in ihnen zu brodeln begann. Wie überheizte Ofen hotten sie da, und Hans Schollenberger tat es wohl, das Feuer in ihnen zu schüren und so seine eigene Glut zu entladen. Von da an fand er den Weg ins Wirtshaus öfter.

War er allein zu Hause oder lag er schlaflos im Bett, so haderte es beständig in seiner Brust, dunkle Pläne stiegen vor ihm auf, verbrecherische, staatsgefährliche Gedanken. Er hatte einst vom Bauernkrieg gehört, er hatte Bilder gesehen, auf denen ein ganzes Volk mit Sensen, Karsten und Heugabeln auszog, entschlossen, irgend etwas Ungerades wieder gerade zu machen. Warum taten sich die Bauern nicht wieder zusammen wie einst, um sich an den Herren zu rächen? Sie waren doch die Mehrheit! Manchmal sah er sich an der Spitze einer solchen Schar; er wußte genau, wohin er sie zu führen hatte, und es bereitete ihm eine Art Wonne, in die Bajonette zu rennen oder sich vom Militär niederschließen zu lassen, das war doch ein Ende ohne Erniedrigung! Oder es kam ihm der Wunsch, eine ungeheure Wassernot möchte über das Land hereinbrechen, den Tobelhof mit allen, die dort am Werk waren, fortspülen, das ganze Tal verwüsten und ihn selber wegschwemmen. Zur Arbeit wurde er immer unfähiger; der Zahn, der an ihm nagte, trieb ihn her und hin und immer wieder zum Wein. Und da er in den guten Wirtschaften keinen Anklang fand

und manchmal Spott und Zurechtweisungen einstecken mußte, schlich er schließlich wie ein Schelm in die schmutzigste Kneipe des Dorfes, wo er sich fern von richtenden Blicken in Wein und Lärm betäubte. Seine Gesellschaft bildeten ein paar armselige Dorflumpen mit verwüsteten Gesichtern und abgestumpften Blicken, mit verwilderten Haaren, in denen Heu- und Strohhalme vom Nachtlager hängengeblieben waren, in Kleidern, aus denen Knie und Ellbogen schauten. Sie hörten ihm für ein paar Schnäpse gerne zu, freuten sich über den neuen Bruder und begriffen nur nicht, daß einer mit ganzen Hosen sich zu ihnen setzte, und daß man beim Trinken so viel sprechen mochte.

Wenn der Tobelhans aus einem Rausch erwachte und seine Augen hell wurden, sah er seine Verkommenheit wohl ein, und dann legte sich das Heimweh nach seinem Hof und dem rechtschaffenen Leben mit doppeltem Gewicht auf ihn. Er hatte sich vorgenommen, den Tobelhof nicht mehr zu sehen; aber eines Tags, da ihm gar so elend zumute war, stieg er doch auf einem langen Umweg über den Berg in sein Paradies hinauf, allen Leuten aus dem Wege gehend, als hätte er ein Verbrechen vor. Als er aus dem Walde heraustrat und den Hof zu seinen Füßen in Sommer Sonne und Mittagsglanz sah, krampfte sich seine Brust so schmerzhaft zusammen, daß er niedersinken mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstgesang.

Von Franz Spunda.

Fühle, Mensch, den Tag der Gnade,
Daß sich deine Seele bade
In dem gottentfloßnen Licht!
Heute stürzt in Zungen Feuer
Auf dich nieder, ungeheuer,
Ueberwältigt dein Gesicht.

Wonne strömt in Feuerbächen
Nieder aus den höchsten Flächen,
Tubelbrausend, auf dich ein,
Daß es dich nach oben flimmert.
Und zu deinen Häupten schimmert
Weiß der Taube Silberschein.

Heilige Freude, Gottes Brausen,
Muß in Inbrunst dich umsausen,
Feurig lösen Fleisch und Sinn.
Mußt dich ganz in Flammen tauchen,
Ganz im Wonnebrand verrauchen,
Dir zum ewigen Gewinn.

Willst du deine Seele retten,
Mußt du dich an Gott verketten,
Seiner Gnade fest vertraun:
Heute ist Gott-Geist gekommen!
Seine Ankunft soll dir frommen,
Wunder selig zu erschauen.

Soll die Gnade überfließen,
Darfst du dich nicht ihr verschließen,
Immer sei des Gotts bereit.
Heil'ger Geist, o steig' hernieder,
Hauch' mir an die Stirn, die Lider,
Flammend mit Unsterblichkeit!